

Mit dem Kopftuch unterwegs durch Zürich

Eine junge Schweizerin schlüpft mit Hilfe eines Kopftuchs für kurze Zeit in die Identität einer Ausländerin und testet, wie sie im Alltag behandelt wird. Fazit: Ganz anders als sonst.

Von Nicole **Maron**

Migros-Kasse, Warteschlange. Die immer gleiche Frage, monoton, schleppend, abwartend: «Händ Sie Kchumulus-Charte?» Die Kassiererin (geduldig? desinteressiert?) rührt sich nicht, bis der Kunde den Kopf geschüttelt oder die Karte umständlich aus der Tasche gewühlt hat. Als die Reihe an mir ist: «Grüezi», ohne aufzublicken - die visuelle Kontaktaufnahme findet immer erst mit der obligaten Frage statt. Während des «Händ Sie» heben sich Intonation und Kopf gleichzeitig, aber als die Kassiererin mich erblickt, bricht sie den eingeübten und immer gleichen Satz ab und schaut einen Moment lang ratlos.

Dann, mit grösserer Energie und begleitet von unverständlichen Handzeichen: «Gumulus Garte?» Mit zwei schönen, langgezogenen, weichen G, ganz unschweizerisch. Bevor ich antworten kann, ergänzt sie aber ihre Frage bereits selbst - in einem Ton, der Widerspruch für sehr unwahrscheinlich hält: «Nein, oder?» Dazu schüttelt sie theatralisch den Kopf, um die Chance zu erhöhen, dass ich sie verstehe. Nein, oder? Jemand wie ich hat bestimmt keine Cumulus-Karte - oder? Bei meinem Anblick wandelt sich die Kassiererin, ihr kehliges KCH verschiebt sich zu einem weichen G, sie erwacht aus ihrer desinteressierten Passivität, entwickelt gestische und mimische Kreativität. Sie müht sich ab, befürchtet offensichtlich, dass ich kein einziges Wort verstehe. Denn: Ich trage Kopftuch.

Die Magie der höflichen Indirektheit

Ich bin Schweizerin, durch und durch. Meine Eltern sind Schweizer, meine Grosseltern auch, alle vier. Kein Kopftuch weit und breit. Ich bin auch keine Konvertierte, bin nicht einmal getauft. Das mit dem Kopftuch war ganz anders:

Ich (ohne Kopftuch) begleite einen kurdischen Freund auf die Kanzlei der Uni, weil er irgendein Problem mit der Semester-Einschreibung hat. Wir werden vorgelassen, mein Freund bringt sein Anliegen vor. In einem nicht ganz korrekten, aber mühelos verständlichen Satz. Die Dame am Schalter schüttelt nur den Kopf. Mit einer Bestimmtheit, die ich ihr gar nicht zugetraut hätte, sagt sie: «Nein, das geht nicht, auf keinen Fall, da kann man gar nichts machen.»

Mein Freund zuckt mit den Schultern und wendet sich ab, ist an solche diskussionslosen Absagen gewöhnt. Nun wende ich mich der Dame zu und wiederhole, was mein Freund gesagt hat. Wiederhole nur, sage den gleichen Satz wie er, sage ihn aber auf Schweizerdeutsch und makellos, geschminkt mit ein paar Höflichkeitsfloskeln, in gutschweizerischer Indirektheit. Man sagt «Könnte ich vielleicht» (mit Betonung auf vielleicht, obwohl man gar nicht vielleicht meint, sondern unbedingt), man sagt «Meinen Sie, es wäre möglich» (obwohl einen die Meinung des anderen nicht im Geringsten interessiert), statt «Kann ich» oder «Können Sie bitte» (wobei es egal ist, ob das bitte fehlt, denn bereits die Verwendung des Indikativs an Stelle des Konjunktivs gilt als unhöflich). Dazu macht man, gutschweizerisch, ein verlegen verkniffenes Gesicht, zeigt die Zähne als Zeichen der Zerknirschung, atmet zischend ein und wiegt voller Zweifel und Scham den Kopf hin und her. Ansonsten aber: das gleiche Anliegen, der gleiche Satz.

Und plötzlich hellt sich das Gesicht der Dame auf, sie sagt «Aha!», als ob sie erst jetzt verstanden hätte, worum es geht, sagt «Ach so!» und winkt meinen Freund zurück, und plötzlich klappt alles reibungslos, plötzlich ist alles gar kein Problem mehr, eine kleine Formalität. Ich merke: Es gibt Signale, die eine bestimmte Haltung hervorrufen, einen bestimmten Umgangston. Es gibt Schlussfolgerungen: X spricht kein korrektes Deutsch, ergo ist er mir intellektuell unterlegen, denn ich spreche korrektes Deutsch (zumindest Schweizerdeutsch). X ist mir unterlegen, ergo stellt er dreiste Forderungen und versucht, mich zu überlisten und den Schweizer Staat (dessen Repräsentantin ich bin) zu untergraben, denn er muss seine Unterlegenheit irgendwie ausgleichen.

Ergo (merke ich): Es gibt Signale, die die Schlussfähigkeit beeinträchtigen. Denn es heisst (fälschlicherweise) nicht: X spricht kein korrektes Deutsch, ergo sollte ich ihn nicht voreilig als unhöflich und dreist betrachten, denn er ist wahrscheinlich mit unseren sprachlichen Regeln der höflichen Indirektheit nicht vertraut und formuliert sein Anliegen deshalb (für mein Schweizer Ohr) zu direkt. Es heisst nicht: X spricht zwar nicht korrekt, aber doch ziemlich verständlich Deutsch, ergo ist er mir intellektuell möglicherweise sogar überlegen, denn ich spreche weder korrekt noch verständlich Türkisch, Serbisch, Kroatisch, Arabisch.

Ich beschliesse, es auszuprobieren: fremd sein, Signalfarbe tragen. Die leuchtendste Farbe: das Kopftuch. Es ist eindeutig. Es verändert alles. Verändert Worte, Zeichen, Blicke, die mich treffen.

Wer auf der falschen Seite geht

Ich verlasse die Migros, will gerade durch die zweiflügelige Glastür ins Freie treten, als mir eine Gruppe von Menschen entgegenströmt, die offensichtlich in Eile sind und denen ich im Weg stehe - sie drücken sich ungeduldig schnalzend an mir vorbei. Ein Mann blickt mich an, ohne Gutmütigkeit, höchstens ein bisschen bedauernd, und sagt: «Wir haben hier in der Schweiz Rechtsverkehr!»

Es wäre nicht weiter erwähnenswert, aber es ist üblich, dass die mediale Berichterstattung uns über die Nationalität der Personen informiert, über die berichtet wird. Es sei also bekannt gegeben: Es handelt sich beim betreffenden Mann eindeutig um einen Schweizer, auch wenn er der höflichen Indirektheit keine Ehre macht. Dafür umso mehr der beeinträchtigten Schlussfähigkeit: Eine Schweizerin, die auf der falschen Seite ginge, stünde höchstens im Weg und wäre rücksichtslos. Die andere aber, die mit dem Kopftuch, begreift die Schweizer Ordnung nicht und demonstriert (staats-untergrabend) ihren Widerstand gegen jegliche Assimilation.